

## Predigt

Sonntag, 1. September 2024  
Antikriegstag  
St.-Marien-Kirche in Berlin

**Bischof Dr. Christian Stäblein**

Liebe Gemeinde,  
ganz, vollständig – mancher von Ihnen wird es schon mal gehört haben, das Wort Schalom heißt im Hebräischen in der Wurzel ganz, vollständig, in diesem Sinne dann auch heil und unversehrt. Das ist wohl die Urbedeutung von Frieden. Wir, die Menschen, rund und vollständig beieinander.

Und so beklagen wir heute an diesem Tag als erstes die schreckliche Tatsache, dass so viele Menschen in unseren Tagen im Krieg verloren gehen, sterben, ermordet werden – zu Opfern werden, wo sie doch leben wollten. Soldatinnen und Soldaten, Zivilisten, im Donbass ebenso wie in der Region Kursk, in Gaza wie in Chan Junis, im Kibbuz Beeri und auf dem Musikfestival Supernova in Israel, in Kiew, in Charkiw, im Sudan, in Syrien, im Norden Israels – die Kinder, die nur Fußball spielen wollten – und im Libanon. Krieg macht immer das Ganze kaputt, Krieg macht immer ganz kaputt. Wir sehnen uns, wir rufen, wir schreien nach Schalom, danach, wie Gott die Welt gewollt und geschaffen hat: heil.

Der Antikriegstag heute erinnert uns an das unendliche Leid des Krieges – mit seinem Datum 1. September erinnert er an den Beginn des 2. Weltkrieges. Wir begehen ihn in diesem Jahr inmitten einer Vielzahl von Kriegen auf dem Erdball, darunter einigen, die uns sehr nahe sind und gleichsam täglich in den Nachrichten. Aber auch die Kriege, die übersehen werden, gehören zur Wahrheit dieses Tages: Die Welt ist alles andere als heil. Schalom bleibt unsere große Sehnsucht, Schalom bleibt Gottes Verheißung. Zwei der zentralen Worte des biblischen Zeugnisses haben wir deshalb als Lesungen gehört. Die Verheißung von jenem Tag, an dem Schwerter zu Pflugscharen werden. Und die Preisung Jesu: Selig, die Frieden stiften, die Frieden machen – die peacemaker, wie es im Englischen heißt. Sie machen das Zerbrochene, sie machen Gottes Welt wieder ganz. Das ist Schalom.

Dass wir heute also Menschen in den Friedens- und Versöhnungsdienst entsenden, dass wir sie unter uns haben: die praktischen Friedensstifter, die wissen, dass Frieden Arbeit bedeutet, dass Gott uns Kraft und Willen und Gaben und Fähigkeiten gibt, an dem Heil-Sein seiner Welt mit zu arbeiten, das ist nicht nur richtig so. Es ist vermutlich sogar entscheidend. Denn Worte sind das eine. Danach handeln das andere. Von Frieden reden gewöhnlich alle. Auch die, die ihn weder tun noch wollen. Da ist es besser, es ist

umgekehrt so wie heute: Das Tun durch die Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen ist gewiss. Mein Reden folgt dem bloß.

Liebe Gemeinde, die Predigt am Antikriegstag muss nicht lang sein. Nur ehrlich. Zur ehrlichen Wahrheit gehört, dass es uns in diesen Tagen und Jahren zerreißt, mich jedenfalls. Der Krieg gegen die Ukraine und die Wege, in denen sich die Ukraine verteidigt gegen diesen alles Recht und gegen alle Menschlichkeit stattfindenden Überfall, das zerreißt mich. Der Krieg in Gaza, mit dem Israel sich gegen den durch nichts auch nur in irgendeinem Ansatz zu rechtfertigenden, Tod bringenden Angriff auf ihr Land und jüdisches Leben insgesamt verteidigt – und die Form, in der das geschieht, es zerreißt mich. Die Opfer beklagen wir alle. Die Verantwortung differenzieren wir aber zugleich. Wenn und weil das Leben nicht ganz und nicht heil ist, müssen wir auch unterscheiden. Wer greift an. Wer verteidigt sich. Und wer braucht was, um nicht allein gelassen zu werden. Wo würden wir versagen, wenn wir die Unterstützung versagen. Auch das gehört zur Wahrheit und zur Ehrlichkeit eines Antikriegstages. In einer unheilvollen Welt, kann es auch billig sein, einfach nur Frieden zu rufen und die Menschen, die angegriffen sind, allein zu lassen. Ich will offen sein. Ich habe keine einfache Antwort. Ich meine es ernst, wenn ich sage, es zerreißt mich, uns. Weshalb dann auch wieder klar werden dürfte, was unsere erste Aufgabe ist: Friedensarbeit anmahnen, ankurbeln. Jede, aber auch wirklich jede denkbare Initiative stützen, die auf diplomatischem Wege nach Frieden sucht, die das Reden vor das Schießen, die das Frieden Gewinnen vor das Verlieren Müssen stellt. Jede, aber auch wirklich jede Initiative, das wird täglich drängender. Und es ist meine, unsere Aufgabe, von der Verheißung der Bibel zu reden. Darum zu bitten und zu beten, ja vor allem das: zu beten, dass das Zugesagte, so entfernt es sein mag, unsere Vision bleibt. Schwerter zu Pflugscharen. Selig die Frieden stiften. Gott ist einer, der uns in unserer Zerrissenheit sieht. Aushält. Das Leben bleibt zerrissen. Die Verheißung bleibt, dass es bei Gott ganz wird, ganz ist, weil er die Fülle von allem ist. Und alle aufgehoben bei ihm. Darauf zu vertrauen heißt, sich ganz der Aufgabe hier stellen zu können. Liebe Gemeinde, das, was ich jetzt gesagt habe, könnte ich noch vielfältig anreichern und wiederholen. Aber ich denke, es ist Ihnen, uns eingängig und klar. Und wir, ich sage es ja auch seit über zwei Jahren in den unterschiedlichen Facetten. Nach dem 24. Februar. Nach dem 7. Oktober. Es gilt einen langen Atem zu haben in der Sehnsucht nach Frieden. Der Antikriegstag in dieser Form existiert seit 1957, aber als Tag ist er viel älter. Jesajas Vision etwa 720 Jahre vor unserer Zeitrechnung ist womöglich der älteste Antikriegstag – und doch muss er erst noch werden, der Tag, an dem kein Krieg ist auf dieser Welt, an dem aus Schwertern Pflugscharen werden. Dann ist die Welt ein Stück mehr ganz. Dann ist Schalom. Dann werden keine Leichen mehr aus den Tunneln geborgen wie gestern. Dann werden keine Kinder mehr zwischen Trümmern laufen und ihre Eltern suchen. Ich könnte das jetzt vielfältig wiederholen. Die Bibel. Die Wirklichkeit. Die Verheißung. Die Bitten. Ich will die Predigt mit zwei kurzen Geschichten beschließen. Eine zum Antikriegstag. Eine zum Freiwilligendienst von Aktion Sühnezeichen. Vor vier Tagen saß ich mit jemandem zum dienstlichen Abendessen und wir kamen auf die Frage des Ukrainekrieges. Ich gab etwas wieder von meiner zerrissenen Haltung

und es hatte womöglich einen leicht resignativen Anstrich, auch das gehört ja dazu: wir verzweifeln an dem, wie die Welt ist. Auch das war schon immer so, frag nach bei Jesaja, frag nach bei den Jüngern Jesu. Und in dem Moment bricht es aus der Dame, mit der ich da zum Essen verabredet bin, heraus und sie hält mir eine Antikriegspredigt, wie ich sie schon lange nicht mehr gehört hatte. Wie man denn glauben könne, dass Waffen hier helfen. Wo wir denn alle unseren Verstand abgegeben hätten. Was denn mit den Regierenden los sei, wieso wir denn jetzt wieder US-Waffen auf unserem Gebiet stationieren könnten, wieso nicht ernsthaft die Verhandlungslösungen verfolgt würden, immer wieder würde darüber bei uns kaum berichtet. Ich wollte immer mal dazwischen kommen in die Rede, aber es gelang mir gar nicht. Ich gebe zu: wir waren uns auch gar nicht einig, ich vertrete ja eher die andere Perspektive. Du kannst die Überfallenen nicht ihrem Schicksal überlassen. Du musst um der Schwachen und um des Rechts und um unsretwillen wehrhaft bleiben gegenüber geostrategischem Imperialismus. Naja, all die Dinge, die wir seit zweieinhalb Jahren wieder rauf und runter wenden. Aber ich kam gar nicht dazwischen, die Rede war so eindrücklich, leidenschaftlich. Je länger ich zuhörte, desto faszinierter wurde ich. Diese Predigten für den Frieden, dieses Unbeirrte, dieses Entschiedene, dieses sich nicht abbringen lassen von den Friedensperspektiven und der Friedensarbeit. Die Predigt – übertragen jetzt –, die mir die Dame hielt, dauerte womöglich so acht oder neun Minuten. Und danach war jedenfalls ich bekehrt von meiner Agonie, von meiner Lethargie, von meinem „es geht immer so weiter“-Pragmatismus. Nicht bekehrt in der Sache der unterschiedlichen Positionen, aber in der Leidenschaft. Und erfreut im Aushalten und wirklich zusammen Tragen der verschiedenen Standpunkte. Um des Friedens willen, nicht des lieben Friedens, sondern des echten, wahren, ehrlichen. Vielleicht wird die Sache nur vollständig, wenn wir das eine wie das andere gelten lassen können. Diese Kirche wünsche ich mir, die diese Zerrissenheit wirklich zulässt, lebt. In der Jesaja und Jesus zu Hause sind, ihre Vision. Selig, die Frieden stiften und preisen.

Die andere Geschichte: Für die Freiwilligen und für uns alle. Vor gut 30 Jahren studierte ich in Israel. Wenn zeitlich möglich gingen wir als Studienkollegen dabei auf Reisen, das Land kennen lernen. Einmal machten wir zu dritt eine Fahrt in den Süden von Haifa, also in den Norden des Landes, an den Rand des Karmelgebirge. Von dort – so zeigte es die Karte – wollten wir sechs, sieben Kilometer, im Grunde bergab, zum Mittelmeer laufen. Es ging einmal quer durch einen Naturpark. Am Anfang trugen die Beine leicht, wir starteten am frühen Nachmittag. Dann begann die Sonne unterzugehen. Vom Meer keine Spur. Die Dämmerung setzte ein, die Wege wurden dunkler, wir hatten uns überschätzt, überschätzt. Am Ende liefen wir fast, immer wieder die Wege rauf, wo möglich, um nicht ganz ins Dunkle zu geraten, die dämmerungsaktiven Tiere heulten schon. Wir hatten keine Chance der Dunkelheit zu entrinnen. Da tat sich vor uns mitten im Wald ein großes Haus auf, ein Hotel, wie sich herausstellte. Es war auf keiner Karte verzeichnet. Eifo anachnu. Riefen wir. Wo sind wir? Baaretz, schallte es mir jeckischem Akzent zurück, im Lande Israel. Baruch ha schem, riefen wir, Gelobt sei Gott. Ihr seid aus Deutschland? Man erkannte auch unseren Akzent. Alle Bewohner und Anwesenden hatten Nummern auf dem Arm. Sie waren Überlebende der Shoa. Es waren die Nummern, die man ihnen als KZ-Häftlinge zwangsweise und für immer eingebrannt hatte. Sie luden

uns ein zu bleiben, wir, Anfang 20, Deutsche im Alter jener Schergen, die sie einst gefoltert und gequält hatten, ihre Verwandten ermordet. Sie um die 80 oder 90 Jahre. Wir spielten zusammen an diesem Abend. Wir tanzten zusammen, wir sprachen deutsch. Es wurde eine lange Nacht. Es war wie ein Besuch in der eigenen Seele und in der fremden Seele, in der Wahrheit der schrecklichsten Zeit. Und es hatte – ich mag das Wort kaum aussprechen – es hatte etwas von einem Augenblick ganz sein dürfen. Ohne falschen Zungenschlag. Am nächsten Morgen brachte uns der Leiter des Hotels, das ein Kurhotel für Holocaustüberlebende war, ans Mittelmeer. Was war das gewesen? Versöhnung? Zu groß das Wort, viel zu groß, kann es ja nicht geben an dieser Stelle, jedenfalls nicht von mir ausgerufen, immer nur erbeten und zugesprochen. Es war etwas, das ich nie vergessen werde, dass es für einen Moment vollständig war, was auf schreckliche Weise für immer eine Wunde in dieser Welt ist. Der Mord an Millionen, der uns spüren lässt, was dieser Welt fehlt. Und das zu spüren, ist ein Schritt auf Ihrem Weg des Versöhnungsdienstes, liebe Freiwillige. Spüren, was fehlt und festhalten, was einst bei Gott sein soll. Selig da und dann. Verheißung des jüdischen Gottes, der auch unser geworden ist.

Frieden heißt: ganz sein. Womöglich heißt es oft genug, Zerrissenheit aushalten. Und auf ganz sein hinleben. *Brech mit dem Hungrigen dein Brot* ist ein Lied, das in schönster Weise eine Rundkomposition ist. Die verschiedenen Facetten des friedlichen, guten Miteinanders drehen sich und ergänzen sich und werden so in der Wiederholung ganz, eins, eine kreiselnde, runde Bewegung gewissermaßen. Brech mit dem Hungrigen ein Brot. Such mit den Fertigen ein Ziel. Bau mit dem Einsamen ein Haus. Friedensarbeit. Handfest in der Ukraine. In Gaza. In Israel. Bei uns, oh ja, bei uns. Ich liebe das Lied. Es ist ein Antikriegslied auf eigene Weise. Lasst es uns singen. Singen ist die beste Form, die Verheißung lebendig zu machen mitten in zerreißenden Zeiten. Amen.